Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **29 (1972)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ANMERKUNGEN

[1] Vgl. in einem kurzen Überblick mit Abbildungen: Vortragstext auf der Tagung des Süd- und Westdeutschen Verbandes für Altertumsforschung, Linz 1970.

[2] Zur Benennung der einzelnen Motive und Kompositionen vgl. W. SCHRICKEL: *Zur Tier- und Bandornamentik des frühen Mittelalters*. Einleitung (1968) ungedruckt.

[3] J. WERNER: *Das alamannische Gräberfeld von Bülach*. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 9 (1953), 31 ff.

[4] Gekordelte Bänder mit Tierkopfende, vgl. WERNER (Anm. 3), Taf. 29, 1.3. – Gekordelte Bandmuster ohne Tierkopf, vgl. H. DANNHEIMER: *Epolding-Mühlthal. Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters*. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 13. Veröffentl. der Kommission zur Archäolog. Erforschung des spätrömischen Raetien 7 (1968), 19–24, Abb. 2–3. – Es wurde von uns bewußt darauf verzichtet, Parallelen oder Vergleichsfunde aus anderen Gräberfeldern zu bringen, ehe der gesamte Ornamentschatz der Gegenstände der im alamannisch besiedelten Gebiet liegenden Gräberfelder systematisch bearbeitet worden ist.

[5] Der Ornamentkreis des Bandtieres zerfällt in zwei Ornamentkomplexe, nämlich in einen mit stark stilisierten Bandtieren, der an mehrteilige Garnituren mit kleinen quadratischen und rhombischen Rückenplatten gebunden ist, und einen anderen, der das Bandtier in etwas dickerbandiger Ausführung bringt und auf mehrteiligen Garnituren auftritt, die durch Vertikalbeschläge ausgezeichnet sind. Bei dieser Bandtierornamentik kann ebenfalls eine Tendenz zur ornamentalen und schematischen Umwandlung, neben einer Reihe weiterer Umformungen, verfolgt werden.

[6] Das Auftreten bestimmter Ornamentkomplexe sowohl auf Gegenständen aus Männergräbern als auch auf solchen aus Frauengräbern ist bisher nicht besonders beachtet worden. Gewöhnlich kommt die Ornamentik der Gürtelgarnituren aus Männergräbern in den Frauengräbern auf den Schuh- oder Wadenbindengarnituren wieder vor. Doch gibt es auch hierbei Ausnahmen. Zu einer solchen gehört die Filigranzier auf der Goldscheibenfibel aus dem Grab der Bestatteten in der frühmittelalterlichen Kirche von Bülach: W. DRACK: *Ein Adeligengrab des 7. Jahrhunderts in Bülach*. Helvetia Archaeologica 1 (1970), 16 ff., Abb. S. 20–21 und auf dem Umschlag. Diese Goldscheibenfibel mit Almandin- und Glasbelag gehört mit ihrer Filigranzier dem beschriebenen Ornamentkomplex II an. Im äußeren Zierband ist der Tierkopfbügel in Schlaufenform zu sehen, der in schlichte U-förmige Köpfe von Schnabelform mit eingerolltem Unterkiefer übergeht. Entsprechungen zum schlaufenförmigen Tierbügel: vgl. Grab 86 (Taf. II, J 34a), und zur Kopfform: vgl. Grab 301 (Taf. II, D 10). Die mittlere, schmale Zierzone bringt die Tierkopfreihe. Die einzelnen Tierköpfe sind ornamental umgeformt (vgl. Grab 297; Taf. II, E 19). In den fünf Zierfeldern des inneren Zierbandes treten unterschiedliche Kompositionen auf. Es können jedoch immer der schlaufenförmige Tierkopf, daneben meist noch der U-förmige Kopf sowie der ornamental umgeformte Kopf nachgewiesen werden (schlaufenförmige Tierköpfe: vgl. Grab 96 [Taf. II, B 6]). Teile bandförmiger Bildungen scheinen Körperbänder zu sein. Anscheinend war geplant, in diesen fünf Feldern eine Zier ähnlich einer Tierkopfrosette oder einem Tierkopfwirbel zu bringen. – Die Ornamentik der bronzenen Garniturteile von Wadenbinden und Schuhen kann allein auf Grund des Ausgrabungsbildes (DRACK, vgl. oben, Abb. S. 22) nicht näher bestimmt werden.

[7] Für eine absolute Datierung liegen aus den Gräbern Bülachs keine beweiskräftigen Münzbeigaben vor.

[8] WERNER (vgl. Anm. 3), S. 69 ff. – An der Zuweisung aller tauschierten und plattierten Gürtelgarnituren, die mit Tier- und Bandornamentik versehen sind, allein in die 2. Hälfte des 7. Jahrunderts kann anhand von Neufunden (z. B. Grab der Arnegunde in St-Denis: A. FRANCE-LANORD u. M. FLEURY, Germania 40, 1962, 341 ff.) nicht mehr festgehalten werden. Vgl. auch P. PAULSEN: *Alamannische Adelsgräber von Niederstotzingen (Kreis Heidenheim), Württemberg*. Veröffentl. des Staatl. Amtes für Denkmalpflege, Stuttgart, Reihe A, Heft 12/I (1967).

ABBILDUNGSNACHWEIS

Die in Zeichnung übersetzten Wiedergaben auf den Tafeln I-III beruhen auf den photographischen Abbildungen in: WERNER, Bülach (1953).

Buchbesprechungen

GÜNTER P. FEHRING: *Unterregenbach. Kirchen – Herrensitz – Siedlungsbereiche*. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 1. (Verlag Müller und Gräff, Stuttgart 1972.)
Bd. 1 Textband, 311 S., 8 Zeichnungen;
Bd. 2 Tafelband, 117 Tafeln;
Bd. 3 84 Beilagen (Pläne, Grundrisse, Profile, Keramik).

Mittelalter-Archäologie, das heißt Forschungstätigkeit in stehenden oder in liegenden Baukomplexen mit überwiegend mittelalterlicher Substanz, wird heute vielfach als nahezu selbständige Disziplin angesehen. Die Zerstörung der alten städtischen Zentren, vor allem der des Rheinlandes, hat in den Nachkriegsjahren die Notwendigkeit und die Möglichkeiten dieser Forschungsrichtung verstärkt zu Bewußtsein gebracht. So gelingt es ihr, wenn nicht überall, so doch stellenweise, den unabsehbaren Veränderungen zuvorzukommen, welche sie in der Gegenwart gleicherweise in historische Stadtkerne wie in ländliche Siedlungen verweisen. Der Ursprung der Mittelalter-Archäologie in der grabungsbezogenen frühgeschichtlichen Archäologie ist kaum irgendwo besser belegt als in der Schweiz; die Erforschung des Lindenhofs und anderer Zürcher Baukomplexe durch den Prähistoriker *E. Vogt* ist beispielhaft geworden. Bis heute auch weist

die Schweiz, obwohl nicht Kriegszerstörungen hierzu beitrugen, eine besondere Aktivität in diesem Bereiche auf.

Die «mittelalterliche» Archäologie hat in ihrer theoretischen Arbeit eine stärkere Konfrontation mit den Schriftquellen vorauszusetzen als die «frühgeschichtliche». In ihrer praktischen Ausübung ist sie aber durch die Anwendung von Grabungsmethoden der prähistorischen Wissenschaften gekennzeichnet; zumal für den Sonderbereich der reinen Wüstungsforschung kann kein Unterschied zur prähistorisch ausgerichteten Bodenforschung bestehen. Wenn sie in aufrechtstehenden, sogar in benutzten Gebäuden – in der Regel Kirchen – arbeitet, kommt als zweites Element die Arbeit am stehenden Bauwerk hinzu, betrieben mit den Methoden baugeschichtlicher Forschung. Die Publikationen spiegeln das Bemühen, die «horizontalen» und die «vertikalen» Beobachtungsrichtungen zusammenzufassen. In der vorliegenden Veröffentlichung, in der sich sowohl Forschung innerhalb eines stehenden Bauwerks wie auch Forschung in einem Bereich mit Wüstungscharakter vereinigt finden, erhielten durch die Besonderheit der angetroffenen Verhältnisse die Ergebnisse der Bodenforschung bei weitem das Hauptgewicht. Unverkennbar ist der Veröffentlichung indessen ein Modellcharakter zugedacht, der auch einer andersartigen Verteilung der Aspekte gerecht werden soll. Schon die äußere Aufmachung läßt erkennen, daß sie als erste einer Reihe gleichartiger Publikationen herausgegeben ist. Diese wird einen geographischen Raum betreffen, welcher der Schweiz benachbart und zudem, vom Standpunkt mittelalterlicher Archäologie aus gesehen, ziemlich ähnlich ist; bislang standen in diesem Raum als Mitteilungsbasis das in seinen Möglichkeiten beschränkte (als Repertoire inzwischen unersetzliche) frühere «Nachrichtenblatt der Staatlichen Denkmalpflege in Baden-Württemberg» sowie, im Glücksfall, gelegentliche monographische Veröffentlichungen wie die über die Klosterkirche von Sulzburg (1964) zur Verfügung.

Unterregenbach (Gemeinde Langenburg, Kreis Crailsheim; hier abgekürzt UR) ist heute ein kleiner Weiler, in dem südwestlichsten Teil der ehemaligen Diözese Würzburg im eng eingeschnittenen Tal der Jagst gelegen. Hier sind seit längerer Zeit frühmittelalterliche, größtenteils schon früh wieder abgegangene Bauten von architektonischer und kunstgeschichtlicher Bedeutung nachgewiesen. Ihre Existenz steht in Kontrast zu einer ungewöhnlich mangelhaften und spät einsetzenden schriftlichen Überlieferung. Daher hat der Ort immer wieder die Forscher angezogen. Seit 1908 wurde wiederholt und an verschiedenen Stellen gegraben, ohne daß das «Rätsel Unterregenbach» entscheidend geklärt werden konnte. Von 1960 an erschien der Platz (neben Eßlingen-St.Dionys) als Testobjekt der in Nordwürttemberg innerhalb der Staatlichen Denkmalpflege erstmals institutionalisierten Mittelalter-Archäologie geeignet, und der vorgelegte Bericht demonstriert nun in großzügig abgestecktem äußerem Rahmen die Anwendung eines methodischen Programms, welches G. P. Fehring (abgekürzt F.) als verantwortlicher Ausgräber, zusammen mit seinen Mitarbeitern, schon öfters in der Öffentlichkeit vorgetragen hat. Ausdrücklich wird hierbei (in der Einleitung, S. 13, 17) auf die Abhängigkeit einer umfassenden und kritischen historischen Untersuchung von der grabungsfixierten archäologischen Untersuchung eines Platzes hingewiesen. Dementsprechend ist in die Veröffentlichung auch kein eigenständiger historischer Beitrag aufgenommen. Angesichts des spärlichen schriftlichen Materials hätte ein solcher hier auch kaum ein Gegengewicht zur Vorlage des archäologischen Materials abgegeben. Es sei dahingestellt, ob eine grundsätzlich vorhergehende Aufarbeitung des historischen Forschungsstandes nicht dennoch helfen könnte, ein Grabungsprogramm präziser zu fassen. F. postuliert seinerseits, um das größtmögliche Quantum an zivilisationsgeschichtlich auswertbarem Fundmaterial zu gewinnen, die «vollständige», d.h. umfassende Ausgrabung eines zur Erforschung vorgesehenen Bereiches.

Mitgeteilt werden in der Veröffentlichung die Ergebnisse von «Untersuchungen der Jahre 1960–63, mit einem Vorbericht über die Grabungen der Jahre 1964–68». Die Ergebnisse liegen somit neun Jahre nach Abschluß der örtlichen, z. T. auch schon einige Jahre nach Abschluß der auswertenden Untersuchungen vor. Dafür zeichnet sich ihre Bearbeitung durch große Gründlichkeit und Vielseitigkeit aus. Eine gewisse Gefährdung von Auswertungsergebnissen in Teilbereichen, in denen die Forschung im Fluß ist (etwa mittelalterlicher Keramik oder frühmittelalterlicher Bauskulptur), mußte in Kauf genommen werden. Der zusätzliche «Vorbericht» ist an versteckter Stelle enthalten und fällt inhaltlich wenig ins Gewicht, ist zudem auch durch weitere Vorberichte an anderer Stelle eingeholt.

Mit über 300 Seiten Text, mit 117 Phototafeln und 84 zeichnerischen Beilagen, verteilt auf drei Teilbände, erreicht dieser Bericht über die erste Etappe eines vieljährigen Forschungsprogramms einen eindrucksvollen Umfang. Er enthält die Beiträge von insgesamt 27 Bearbeitern. Äußeres Vorbild für die Anlage dürfte die von Vl. Milojčić besorgte Veröffentlichung von Untersuchungen in der Abtei Frauenchiemsee (1966) gewesen sein. Auf einige einleitende Beiträge folgt als Hauptbeitrag die Zusammenstellung der Grabungsbefunde durch den verantwortlichen Ausgräber, gefolgt von einem Abschnitt, der in Art eines Vortrags die wichtigsten Ergebnisse aus ganz UR zusammenfaßt. Den zweiten Hauptteil bilden die Ergebnisse der speziellen Bearbeitung von 19 verschiedenen Fund- bzw. Befundgruppen, dabei auch bedeutenden älteren Funden; eine der Teilbearbeitungen ist hierbei in Form einer veterinärmedizinischen Dissertation selbständig angefügt. Es folgt die knappe Herausgabe der urkundlichen Quellen des Mittelalters und der neuzeitlichen Bauakten. Die abschließenden Register enthalten u. a. vollständige Konkordanzlisten für Funde und Befunde. Ergebnisse der älteren Grabungen sind in notwendigem Maß mit in die Veröffentlichung aufgenommen und z. T. neu interpretiert. Eine entschiedene Distanz ist freilich gegenüber der Grabungstätigkeit des unmittelbaren Vorgängers gewahrt.

In dem ersten einleitenden Beitrag gibt G. P. Fehring den forschungsgeschichtlichen Überblick und erläutert seine Arbeitsweise in Grabung und Publikation. Den Gang der von ihm und G. Stachel durchgeführten Grabungen hätte man gern um ein weniges ausführlicher dargestellt gesehen, wenn auch durch das Resultat der Gesamtveröffentlichung bestätigt wird, daß gewissenhaft und fachgerecht, nach der optimalen Methode der Schichtengrabung mit dichtem Netz von Kontrollprofilen, gegraben wurde und daß darüber hinaus sogar in manchem, z. B. bei der Gewinnung von Probenmaterial, ein Aufwand nicht gescheut werden mußte, der nicht immer zu Gebote steht. Zwei weitere einleitende Beiträge (von W. Carlé über die geologische Situation, von H. Graf über den Ortsnamen) dienen dazu, die Eigenart von UR ausschnittsweise zu illustrieren, während ein Beitrag von R. Koch über die merowingerzeitliche Besiedlung des Hohenloher Landes, mitsamt Fundekatalog, eine nicht eigens auf UR bezogene Darstellung ist und an anderer Stelle nochmals zu veröffentlichen wäre.

In seinem Hauptbeitrag verfolgt F., an der Veröffentlichung rheinischer Ausgrabungen durch H. Borger orientiert, ein sehr klares Konzept. Die äußere Form ist die eines Katalogs. Gesondert für zwei getrennte Grabungsbereiche (Unterregenbach-St. Veit – Grabung in bestehendem Sakralbau, Unterregenbach-Frankenbauer – Grabung in abgegangenem profanem Siedlungsbereich), werden die Befunde in relativchronologischem Sinne nach Perioden geordnet mitgeteilt. Für jede Periode ist eine Auswertung der Befunde eingefügt. Die Befunde selbst sind nach Gattungen – z. B. Fundamente, aufgehende Mauern, Fußböden, Gräber – gegliedert und nach einem eigens für die Publikation geltenden Nomenklatursystem bezeichnet, das von der zufallsbedingten Bezeichnung der Grabungszeit un-

abhängig ist. Eine solche Mitteilungsweise beruht auf einer intensiven «Werkstattarbeit», sie verlangt die vollkommene Beherrschung aller Befunde. Diese vorausgesetzt, ist sie für den, der sich der Publikation bedienen will, zweckmäßig und anschaulich. Zugleich wird ein festes Gerüst für die Beschäftigung mit den Einzelfunden gegeben. Das Studium von Text und Abbildungsmaterial überzeugt davon, daß dem Bearbeiter die Übersicht und die Deutung und Ordnung der Befunde gelungen sind. Den Gegensatz zwischen dem Komplex der eigentlichen Grabungs-, d.h. Bodenbefunde und dem stehenden Bau versucht er dadurch aufzulösen, daß er auch den Bau als Summe von Befunden darstellt. Diese werden, innerhalb der erwähnten periodischen Ordnung, in unmittelbarem Anschluß an die jeweiligen Bodenbefunde behandelt. Mit einem Bauwerk von geringem Eigenwert, wie es der stehende Kirchenbau von UR nach allen Umbauten ist, kann man durchaus so verfahren. Bei einem bedeutenderen Bau muß dies die Darstellung der eigentlichen Grabungsbefunde erdrücken, auf die es F. indessen besonders ankommt. Oberirdische Architektur einerseits, zumal wenn sie noch vollständig erfaßbare Räume bietet, und horizontale, dem unmittelbaren Überblick entzogene unterirdische Ablagerungen mit ihrer Fülle ruhenden Materials anderseits sind ungleichartige Quellen von Auskünften; erst bei der zusammenfassenden Darstellung der historischen Entwicklung eines Baukomplexes lassen sich Auskünfte aus beiden sehr wohl auf einer Ebene vereinen. Bei einer gesonderten beschreibenden Darstellung von oberirdischen und von unterirdischen Beständen wäre die der oberirdischen insofern voranzusetzen, als sich von hier aus ein Großteil der Fragen stellt, die zum Aufsuchen der unterirdischen Anlaß geben.

F.s Sinn für Systematik, der – wie die Publikation insgesamt beweist – seine Stärke ist, enthält freilich auch die Neigung zur Perfektion. So ist der Befundekatalog mit Befunden belastet, die der Ausgräber in der Veröffentlichung, um sich nicht selbst zu parodieren, schlicht als Störungen auszuscheiden das Recht hat, selbständige neuzeitliche Gebäude oder sogar Rigol- und Leitungsgräben des 20. Jahrhunderts – mag es ihn auch reizen, mit seinem Verfahren, im Sinne einer Neuzeit-Archäologie, in den Bereich der neuzeitlichen strukturellen Entwicklung einer ländlichen Gemeinde vorzustoßen. Nicht alle Befunde sind sicher zu deuten bzw. zuzuordnen, und dies bedarf keiner Entschuldigung an einem Ort, an dem die Tätigkeit vorhergehender Ausgräber eine schwierige Situation geschaffen hat. So hätte der Bearbeiter solche «schwebenden» Befunde ohne Scheu deutlicher kennzeichnen oder gesondert aufführen sollen, was die Benutzung des Katalogs erleichtert hätte. Die überaus zahlreichen, im Befundekatalog verzeichneten Mörtel-, Putz- und Bodenproben haben, soweit zu sehen, lediglich einen Beitrag zur Beschreibung der Baubefunde, nicht aber eine spezielle Untersuchung ergeben, welcher der Aufwand ihrer Entnahme indessen gegolten zu haben scheint. Wo gegeben, wurde auch reichlich und z.T. mittels eines neuen Verfahrens Material für dendrochronologische Altersbestimmungen von Bauhölzern gewonnen, das älteste hiervon aus Hölzern des 12. Jahrhunderts. Im Bereich der Mittelalter-Archäologie bietet die Dendrochronologie dasjenige Verfahren, welches andere, nichtnaturwissenschaftliche und naturwissenschaftliche Datierungsmethoden an Präzision zu übertreffen vermag; Komplettierung des Materials bedeutet hier Ausbau der Methode, und so ist F.s Einsatz hierfür zu begrüßen. Besser unterblieben wäre die Mitteilung von Ergebnissen einiger Bestimmungen nach der ^{14}C-Methode, vorgenommen an Bestattungen in St. Veit – es sei denn, es sollte ein Unwert dieses Verfahrens für die Mittelalter-Archäologie demonstriert werden. Toleranzen bis zu 270 Jahren je Bestimmung sind für deren Bedürfnisse unerträglich, und wenn zwei im Abstand von zwei Jahren aufeinanderfolgende Bestimmungen ein und desselben Gegenstandes überdies (infolge Zutritts von Fremdstoffen?) um rund 200 Jahre im Mittelwert differieren, so bleibt der Auskunftsuchende vollends ratlos.

Bei Benutzung des zugehörigen Teiles mit den photographischen Abbildungen fällt sofort als ein Plus auf, daß sämtliche Grabungsphotographien – wie übrigens auch schon die Photographien, welche den einleitenden Beiträgen zugeordnet sind – mit dem Datum versehen sind. In Anbetracht der besonderen Kosten, welche der Druck eines photographischen Abbildungsteiles erfordert, ist die Zahl der mitgeteilten Photographien überraschend hoch. Manche der Einzelaufnahmen aus den Grabungsschnitten sind dabei freilich unergiebig und wären, zusammen mit Aufnahmen von «unsauberen» Befunden (Dachböden!) entbehrlich gewesen. Häufig fehlt, was bei F.s sonst offenkundiger Sorgfalt verwundert, ein beigegebener Maßstab. Die veröffentlichte zeichnerische Dokumentation ist reichhaltig, dabei aber etwas uneinheitlich und in der Herrichtung für den Druck nicht ganz ohne Fehler. So sind in den dankenswerterweise beigegebenen Übersichtsplänen mit der Einzeichnung der Grabungsflächen und -profile und der photographischen Standorte stellenweise die Bezifferungen vertauscht (St. Veit: Profil 3 und 4, Frankenbauer: 19 und 20). Der angegebene Maßstab ist nicht überall genau eingehalten, am störendsten bei den Befundplänen 1:100 der Grabung in St. Veit, auf denen zugleich das Netz – und damit wohl die Befunde – verzogen wiedergegeben ist. Die Gesamtbefundpläne sowie die für jede Periode einzeln ausgearbeiteten Befundpläne (1:100) sind nicht unmittelbare Wiedergaben von Grabungszeichnungen, sondern Umzeichnungen mit einigen angebrachten Vereinfachungen; ihrer Korrektheit kann man sich mit Hilfe der Übersichtsphotographien vergewissern. Hervorzuheben ist bei diesen Plänen die Sauberkeit des zeichnerischen Details. Nicht von gleichem Niveau, teilweise sogar unbeholfen sind die verschiedenartigen Aufrißzeichnungen vom bestehenden Kirchenbau sowie von den älteren aufgehenden Bauteilen im Grabungsbereich. Infolge der Nichteinzeichnung von Bodenlinien und Grabungsgrenzen scheint manche Maueransicht zusammenhanglos in der Luft zu schweben. Zu wünschen gewesen wäre eine ausführlichere Beschriftung, gegebenenfalls eine Legende sowie die Markierung der in Querrichtung schneidenden Zeichnungsebenen – eine «sprechende» Zeichnung kann sehr den Text entlasten und dann auch die Benutzung des Werks erleichtern. Wo nun eine stumme zeichnerische Ansammlung verstückelter und z.T. nicht einzeln zeichnenswerter Mauerwerksbefunde geboten wird, wären einige wenige, im Anschluß an die Grundrißzeichnungen den räumlichen Zusammenhang verdeutlichende Gesamtschnitte und -ansichten, und seien sie aus verschiedenen Ebenen zusammengesetzt, ohnehin vorzuziehen gewesen. Als eigentliche Grundlage seiner Beweisführung stellt F., der in UR ausdrücklich als Ausgräber und Stratigraph arbeitet, eine große Anzahl detaillierter Profilzeichnungen aus den Grabungsschnitten (1:30) zur Verfügung. Grabungsprofile können vor allem an einem Ort, an dem die Ablagerungen durch ältere Ausgrabungen und Gräber zerrissen sind, nicht genug hergestellt werden, will man dennoch zu einer zusammenhängenden Stratigraphie gelangen; dem ist hier Rechnung getragen. Ein Mehr an Beschriftung und Legende wäre auch bei dieser Dokumentation wünschenswert gewesen. Die gewählte Technik der Umzeichnung – nicht naturalistisch, sondern mit Hilfe vieler wirkungsvoller graphischer Symbole stilisierend – zielt auf Herausarbeitung der Kontraste. Insgesamt erscheint sie etwas unruhig und, vom Herstellungsgang her gesehen, auch zu aufwendig. Ein weiterer Wunsch wäre schließlich eine diagrammartige Tabelle mit Nebeneinanderdarstellung der Bautenabfolge an den untersuchten Orten.

Das Hauptergebnis der Untersuchungen in UR ist die Erschließung eines bemerkenswerten Nebeneinanders von Herrensitz und kirchlicher Bautengruppe. (Als drittes Element tritt,

durch Vorbericht im «Archäologischen Korrespondenzblatt» inzwischen bekanntgemacht, eine Verteidigungsanlage auf dem Berge hinzu.) Es gibt zwei hauptsächliche Bauperioden, das 8./9. und das 11. Jahrhundert, worauf im 13. Jahrhundert ein plötzlicher Abgang bzw. eine Reduktion der Bauten folgt; die erste Periode weist, vorwiegend in Form von reicher Bauskulptur, die Anzeichen einer hernach sukzessive schwindenden, überregionalen Bedeutung auf. Eine außerdem nachgewiesene prähistorische Besiedlung steht mit der frühmittelalterlichen in keinem Zusammenhang.

Die kirchliche Bautengruppe deutet F., wohl nicht zu Unrecht, als ein heute unbekanntes Kloster oder Stift, wie es schon andere zuvor in UR vermutet hatten; unberücksichtigt bleibt bei ihm die von P. Sauer (Handbuch der Historischen Stätten: Baden-Württemberg, S. 375) vorgeschlagene Identifizierung mit einem Frauenstift Emeretztal und benachbartem Königshof. Die Lage im engen Tal eines gleichwohl nicht unbedeutenden Flusses ist, wie ergänzend zugefügt sei, typisch für eine ganze Anzahl frühmittelalterlicher Klostergründungen: für das nicht weit entfernte (und ebenfalls im hohen Mittelalter seinen Rang einbüßende) Solnhofen an der Altmühl, für die bayerischen Innklöster Au und Gars, für Weltenburg, Obermarchtal, Hirsau, Rheinau und Säckingen, St-Ursanne, Mettlach und andere mehr. Es ist zu bedauern, dass F. sein Untersuchungsverfahren nicht vorrangig in dem bedeutendsten Kirchenbau von UR (Bau «A») hat einsetzen können. Dies hätte sicher die Kenntnis dieses Baues auf eine verläßlichere Basis gestellt; so bezieht auch F. sich großenteils auf die Hinterlassenschaft einer Grabung von 1908. Der langgezogene, mehrfach unterteilte dreischiffige und mit einer weitläufigen Krypta versehene Komplex weist Traditionen des spätkarolingischen Kirchenbaues auf, auch wenn er, den von F. zusammengestellten Argumenten zufolge, erst in der zweiten Hauptbauperiode, nämlich in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, errichtet wurde, unter Einbeziehung der Kryptenapsis eines sonst verlorenen frühmittelalterlichen Vorgängerbaus. Auszuscheiden ist F.s Bezeichnung des Baues als «Querhaus-Basilika», denn der einzig bekannte Unterbau des Ganzen enthält nichts, was auf ein Querhaus hindeutet; ein abgeteilter Chor innerhalb der Langhausfluchten ist sehr wohl anzunehmen. Die ähnlich angelegten (spätkarolingischen) Krypten in Solnhofen, Schlüchtern, Fulda-Petersberg sowie im einschiffigen Eßlingen-St. Dionys gehören keineswegs Querhausbauten an, und in Zürich-Fraumünster ist eine derartige Krypta vom Oberbau, einer Querhausbasilika, unabhängig. Mit der Eßlinger Krypta gemeinsam hat die in UR die Bereicherung des Grundrißtyps – des Typs der rechtwinklig geführten Gangkrypta mit erweiternden Kultnischen – durch eingestellte Stützen; wir sehen hier den Übergang zur räumlich autonomen Hallenkrypta. Daß die Bestandteile der Apsisstützen karolingisch sind, ist durch einen anderen Bearbeiter bestätigt. Aber können sie, wenn der vorhandene Bau ottonisch-salisch ist, dann nicht wiederverwendete Einzelteile sein? Die Apsis selbst bildet mit dem gesamten Bau, vom Grundriß her gesehen, doch eine widerspruchslose Einheit. Die übrigen, ganz stereometrisch geformten schmucklosen Stützen haben, womit wir uns F.s Datierung nähern, ihre Entsprechungen in Regensburg-Erhardi, Reichenau-Oberzell, Sulzburg. Einen nahe der Basilika «A» erschlossenen, fluchtgleichen Bau (Bau «D») spricht F. als zugehöriges Kloster- bzw. Stiftsgebäude an.

Der kleinere von beiden Kirchenbauten («B») ist durch die Grabung in der Pfarrkirche St. Veit nunmehr endgültig erschlossen. Der hier liegende frühmittelalterliche, wohl karolingische Bau hatte einen einfachen Grundriß – einschiffiges Langhaus mit eingezogenem, quadratischem Altarraum –, enthielt aber, als ungewöhnliche Besonderheit, in seinem Langhaus zwei achsial angeordnete kreuzförmige Schächte («Kreuzkanäle»), welche wiederum von Bestattungen umgeben waren; vergleichbare Anlagen innerhalb Mitteleuropas ließen sich nur in Prag-St. Georg, Ende 10. Jahrhunderts, und, in etwas anderer Form, in Quedlinburg-St. Servatius, Anfang 11. Jahrhunderts, feststellen. Sicher zu Recht bezeichnet F. derartige, achsial angeordnete «Kreuzkanäle» nicht etwa als Taufanlagen, sondern als Reliquiengräber. Er verweist auf achsial gelegene kreuzförmige Reliquengräber des 5./6. Jahrhunderts im byzantinischen Südosten (wobei der Liste seiner fünf Beispiele inzwischen noch ein weiteres aus Basilika III in Phthiotisch Neu-Theben/Nea Anchialos hinzuzufügen ist).

Der Nachfolgebau, eine dreischiffige Basilika mit nicht ausladendem querhausartigem Ostteil und anschließender einzelner Apsis, wird in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts datiert. Einige der im Hochmittelalter erfolgten Veränderungen werden damit erklärt, daß Basilika «B» nach Aufgabe von Basilika «A» deren Funktionen übernommen habe. Teilweise ist der Bau noch im aufgehenden heutigen Bau erhalten. F. erkennt – ebenso wie schon im Bau I – einen Grundrißschematismus auf Quadratbasis, der sehr einfach am Bauplatz herzustellen und darum glaubwürdig ist. Seinen Rückschluß auf einen Stützenwechsel im Langhaus, den er aus der Untersuchung von Werkstücken gewinnt, wird man ebenfalls akzeptieren. Schwieriger ist eine Vorstellung von dem ursprünglichen Aussehen des Ostteils zu gewinnen. Auf den ersten Blick läßt der erhaltene alte Bestand an ein durchgehendes Querhaus denken, wie es gleichzeitig auch in St. Stephan auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (und in größerer Dimension in Hersfeld) zu finden ist. Auch das von F. erschlossene Proportionierungsschema deutet darauf hin. Einige Eigenheiten der Grundrißbildung schließen eine andersartige räumliche Unterteilung aber nicht aus, wobei F. an ein Querhaus mit ausgeschiedener Vierung denkt. Fortfallen sollte der Vergleich mit einigen «Unentwickelten Querhäusern» im Elsaß (Feldbach u. a.), bei denen es sich – deutlicher, als es etwa in UR nachgewiesen werden kann – nur um längsorientierte dreiteilige Chöre (nicht um Querhäuser) handelt. Ein interessanter Sonderbefund in St. Veit ist eine Glockengußanlage im Langhausinneren.

Der Abfolge älterer und jüngerer kirchlicher Bauten entsprechend wird, im Bereich der Grabung Frankenbauer, die Abfolge eines älteren und eines jüngeren Horizontes mit profanen Bauten («C») erkannt. Diese Bauten reichen so nahe an die kirchliche Bautengruppe heran, daß von einer markanten räumlichen Trennung nicht zu sprechen ist. Im älteren Horizont (belegt vom 7./8. bis einschließlich 10. Jahrhundert) erscheinen rings um die anfänglichen Holzpfostenbauten auch massiv gemauerte Bauten, so daß F. bereits diese Bautengruppe als Herrensitz anspricht. Im jüngeren Horizont (datiert 1. Hälfte 11. Jahrhunderts) gibt es einen festen Wohnturm, umgeben von gewerblichen Gebäuden, einem Töpferofen des 12./13. Jahrhunderts, einem Vorratsteich. F. vermutet in dieser Gruppe von «turris et curia» den Sitz einer auf das Kloster bzw. Stift bezüglichen Vogtei; in der in Frage kommenden Erbauungszeit sind Erbbesitz und Dienstleute der Kaiserin Gisela in UR nachgewiesen. Um 1230/40 wird die herrschaftliche Bautengruppe «C» – wie auch die benachbarte große Kirche – aufgegeben und durch geringere Nachfolgebauten ersetzt. F. schließt einen Zusammenhang zwischen diesem Verschwinden und dem Entstehen der nahegelegenen Höhenburg und späteren Stadt Langenburg nicht aus. Das Ergebnis gerade dieser Grabung ist bedeutungsvoll. Ein dankenswerter Zusatz bei der Behandlung des Wohnturms ist die ausführliche, katalogartige Zusammenstellung der bisher bekannten frühmittelalterlichen Wohntürme.

Besonderen Wert erhält die Publikation durch die vielfältigen, z. T. sehr instruktiven Beiträge über einzelne Fundgattungen; aus dem vorgelegten Fundmaterial hätte wiederum einiges neuzeitliche ausgeschieden werden können. W. Kimmig und P. Schröter behandeln die prähistorischen Funde. F.s Bearbei-

tung der zahlreichen mittelalterlichen Kleinfunde aus Metall und Bein, z. B. der Waffen und des Reitzubehörs, fußt auf einer großen antiquarischen Kenntnis. Im selben Zusammenhang berichten E. Nau über Brettspielfiguren und – mit willkommenen geschichtlichen Hinweisen – O. Spiegler über die Gewichte. Th. E. Haevernick übernahm die Glasfunde, als deren interessantester ein brakteatenartiges Schmuckstück karolingischer Zeit mitgeteilt wird. Der Katalog der Münzen (11.–20. Jahrhundert) stammt wiederum von E. Nau. Die größere Anzahl von Münzfunden kommt aus der Kirchengrabung, und zwar vor allem – in Gestalt von Kleinwerten aus ganz Süd-, aber auch aus Mitteldeutschland – aus den Bau- bzw. Planierschichten. Dies Vorkommen bietet, wie die Bearbeiterin betont, einen «echten Querschnitt durch den Geldumlauf der Epochen»; den größten Anteil stellen hierbei Münzen des 15. Jahrhunderts.

Die mittelalterliche Keramik bearbeitete U. Lobbedey; dem 1965 abgefaßten Beitrag ist, in Tabellenform, eine Chronologie der Gattungen auf dem Stand von 1968 vorangestellt, in welcher die auf Grund der Überschneidungen der einzelnen Vorkommen gewonnene Abfolge der Vorkommenshorizonte mit «vorläufigen», rein anhaltsmäßigen absoluten Daten versehen ist. Für die im Katalog angeführten Vergleichsbeispiele von anderen Orten werden auch nicht wenige spezielle Datierungen genannt, von denen einige durch die Kombination mit Münzfunden oder historischen Fakten gestützt, viele aber nur ungenau zu belegen sind. Welchen Beitrag konnte nun UR zur Datierung der verschiedenen Gattungen liefern? In dieser Hinsicht scheint das Ergebnis der Grabungen eher enttäuschend zu sein, so viel Material auch gewonnen wurde. Ein unmittelbar münzdatierter oder ähnlich gesicherter Keramikfund steht, dem Katalog zufolge, nicht zur Verfügung. Häufig ist die Datierung allgemein «aus der Fundlage», also aus der stratigraphischen Situation abgeleitet, wobei übrigens nicht deutlich gemacht ist, wie weit – gegebenenfalls – die einzelnen Münzfunde aus den Schichten herangezogen werden konnten; vermutlich lag ihre Bestimmung zur Zeit der Bearbeitung nicht vor. Viele seiner Befunde datiert wiederum der Ausgräber mit Hilfe der Keramik. So bleibt als verläßlicher Rückgriff doch nur der auf die fest datierten Vergleichsfunde. Das Material aus UR bietet nichtsdestoweniger einen neuen Beitrag zur Kenntnis der Überschneidung der Vorkommen. Den größeren Anteil brachte, wie zu erwarten, die Grabung im Profanbereich. Mengenmäßig liegt hier an erster Stelle die als hochmittelalterlich angesprochene «Schnellaufend nachgedrehte Ware», daneben die hoch- bis spätmittelalterliche «Gemeine jüngere Drehscheibenware». Dazu treten dann reichlich früh- bis hochmittelalterliche, hier als karolingisch-ottonisch eingestufte «Gelbe oberrheinische Drehscheibenware» sowie die gleich eingestufte «Einfach nachgedrehte gewülstete Ware». Im Bereich der Kirchengrabung überwog die «Jüngere Drehscheibenware». Hervorgehoben wird hier ein Vorkommen von primitiven Schüsseln der frühen «Abgestrichenen gewülsteten Ware». Von der Baukeramik behandelt F. die Dachziegel, E. Landgraf die ornamentalen Tonfliesen.

Die meisten Neufunde von Bauskulptur (als «Bauplastik» bezeichnet) bearbeitete R. Strobel. Besonders interessant ist ein als Spolie aufgefundenes Relief, das eine menschliche Gestalt zwischen Schlangenköpfen darstellt, wenn es auch nicht eine solche künstlerische Qualität aufweist, wie Str. sie ihm zuschreibt. Seine Datierung in karolingische Zeit besteht wohl zu Recht, die Inanspruchnahme des Fragments für die «Bildwand eines Portals» bleibt unbegründet, wie auch die hier gegebene geistesgeschichtliche Deutung den Gegenstand überfordert. Vermißt wird der Hinweis auf Stücke mit vergleichbaren Darstellungen: auf den (als merowingisch angesehenen) Stein von Niederdollendorf, auf den Sturz von Pfaffenhofen bei Ingelheim. Bei den – mit Ausnahme des wichtigen Würfelkapitells – qualitätvollen Zeichnungen verunsichert dennoch ein Nebeneinander von naturgetreuen und schematisierenden Darstellungen aus gleicher Hand. Auch hier fehlt es an Beschriftungen. Die Grabung in St. Veit ergab einige Stücke – Basen, Würfelkapitell, Kämpfer –, welche der Ausgräber ein und demselben Bau, nämlich der Basilika «B» des 11. Jahrhunderts, zuschreibt. Bei Str. aber stößt man auf rein stilkritisch gewonnene Datierungen, welche zu sehr untereinander differieren, als daß sie mit den Beobachtungen des Ausgräbers zusammengingen. Instruktiv ist ein Exkurs über gotische Rippenformen.

Dankenswerterweise ist auch ein Teil der schon früher geborgenen, durch ihre Aufstellung im Stuttgarter Landesmuseum bekannten frühmittelalterlichen Bauskulpturstücke, vor allem die Kapitelle aus der Krypta von Basilika «A», hier neu behandelt; Anlaß bot ein passender Neufund. Die Arbeit übernahm, durch subtile Kenntnis des Materials dazu berufen, R. Meyer. Grundlage ihrer Untersuchungsmethode ist hier die Bestimmung des Verhältnisses von stereometrischem Kern und aufliegendem Dekor am Werkstück. Fertigungstechnische Vorstellungen – zu Recht berücksichtigt – sind dabei mit unklaren statisch-konstruktiven Vorstellungen vermengt, so daß von Phantomen wie der «konstruktiv bedingten Bewegung des Steinkörpers» oder einer Ableitung von «Druck- und Schubkräften» in einem durch Abtreppung «versteiften» Kapitellkörper die Rede ist, wo sich vielleicht optisch gedachte Kunstgriffe erkennen lassen. Die mitgeteilten Maße sind zu grob und auch so ausgewählt, daß sich der Maßstab der Abbildungen schwer nachprüfen läßt. Bei der Beurteilung der ionisierenden Volutenkapitelle verzichtet M. überraschenderweise auf das stilistisch nächste (und auch räumlich nächstgelegene) Vergleichsstück, das Volutenkapitell aus Solnhofen, welches schon länger bekannt und inzwischen auch mit guten Gründen in das 1. Viertel des 9. Jahrhunderts datiert ist. Fulda und Rasdorf hinzugenommen, haben wir somit vier Schwerpunkte karolingischer Kapitellskulptur in dem durch die Diözesen Würzburg und Eichstätt umschriebenen ostfränkischen Raum; Lorsch liegt in der Nähe. Die Datierung in UR lautet auf Wende des 8. und 9. bzw. 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts. In der Übernahme östlicher stilistischer Traditionen, und zwar mehrerer, und ihrer freien Kombination in gleichem Zusammenhang – hier auf die Bildung des Blattwerks bezogen – wird ein besonderes Kennzeichen karolingischer Kapitellskulptur gesehen. Dies trifft zweifellos zu; in Solnhofen beobachten wir sogar das Nebeneinander von ionisierendem Volutenkapitell und Korbkapitellen frühbyzantinisch-koptischer Prägung. In der selben Weise werden die großen Palmettenkämpfer und die beiden Friesfragmente mit Palmettendekor bzw. figürlicher Darstellung beurteilt.

Der ornamentalen Wandmalerei in St. Veit gilt ein Beitrag von F., den z. T. bedeutenden figürlichen Wandgemälden ein ausführlicher Beitrag von E. Heye und K. Wehlte; die Auseinandersetzung mit der vorausgehenden Tätigkeit von Restauratoren wird dabei nicht cachiert.

Es folgen die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen. H. Preuschoft und H. Schneider untersuchten die Skelettreste aus 75 Bestattungen. Ihr Ergebnis bestätigt den bekannten Bevölkerungswandel zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert; am Anfang steht hier ein Typ, welcher dem der Reihengräberleute ähnelt und ihn an Größe noch übertrifft. Dazugegeben ist, in Tabellenform, ein Verzeichnis bisher aufgearbeiteter frühmittelalterlicher Skelettfunde aus Süddeutschland. Den beigegebenen Zeichnungen fehlt der Maßstab. Die dendrochronologischen Bestimmungen der Eichenbalken aus St. Veit stammen von Br. Huber und V. Giertz-Siebenlist; es wird auf die Möglichkeit des Zweitverbaus von Hölzern als Unsicherheitsfaktor hingewiesen. M. Hopf bestimmte die Getreidereste. Die Untersuchungen der Kirchenglocken und der Proben aus der Glokkengußanlage stammen von H. Otto und W. Lohrer, die ausführliche, von zahlreichen Abbildungen begleitete Untersu-

chung von – z.T. aber belanglosen – Eisenfunden von Fr.K.Naumann. Die Untersuchung der Tierknochen durch H.Schatz, vor allem solcher aus Schichten des 10./11.Jahrhunderts im Profanbereich, bezieht sich auf ein größtenteils vom Verzehr stammendes Material, in dem Wildtiere einen unübersehbaren Anteil (14 %) haben – auch dies ein Befund, der, nach dem Urteil des Ausgräbers, auf den Charakter der profanen Bautengruppe als Herrensitz hinweist.

Die Zusammenstellung der Urkunden und Baunachrichten besorgte, in sehr sorgfältiger Weise, G.Stachel.

Durch diese erste Unterregenbach-Publikation erhält man bereits eine Reihe gut begründeter Forschungsergebnisse, die eine Bereicherung unserer Kenntnisse bedeuten. Die vergleichenden Materialzusammenstellungen aus vielen Gebieten machen die Veröffentlichung über den Rahmen der Beschäftigung mit dem Komplex «UR» hinaus zu einem Nachschlagewerk. Die technischen Beanstandungen, welche vor allem die ungleichmäßige zeichnerische Dokumentation betreffen, stellen von sich aus das ganze Werk keineswegs in Frage. Manches hätte freilich sowohl im Text wie im Abbildungsteil knapper behandelt oder auch unterdrückt werden sollen, was wohl um der Demonstration der Methode willen bei der Ausarbeitung beibehalten wurde. Der Herausgeber selbst bezeichnet die «Untersuchung (als) in der Durchführung vielleicht ungewöhnlich umfangreich erscheinend». Ob ein als Norm gesetzter hoher Aufwand die Chancen der Mittelalter-Archäologie verbessern oder verringern wird, ist nicht entschieden. *Peter Marzolff, Heidelberg*

Der Lorenzberg bei Epfach. Die spätrömischen und frühmittelalterlichen Anlagen. Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien, Bd.2 [Epfach II]. Herausgegeben von JOACHIM WERNER, unter Mitwirkung von HERMANN DANNHEIMER, HANS-JÖRG KELLNER und GERHARD POHL. (C.H.Beckscheche Verlagsbuchhandlung, München 1969.) 291 S., 103 Abb., 70 Taf., 4 Beilagen.

Mit diesem zuletzt erschienenen Band der Epfach-Publikation hat ein großartiger Grabungsbericht seinen Abschluß gefunden. Band 1 wurde in dieser Zeitschrift *24*, 1965/66, 252, angezeigt, der 3. in der Germania *45*, 1967, 174ff. Das Gesamtwerk beweist, daß es nicht unbedingt eines spektakulären Objektes bedarf, um eine in höchstem Grade interessante «Geschichte» zu schreiben. Der kleine antike Ort Abodiacum mit dem zugehörigen Lorenzberg war trotz starker neuzeitlicher Störungen ein ideales Untersuchungsobjekt für J.Werner und seine Mitarbeiter. Werners Interesse hat immer in besonderem Maße Fragen der Siedlungskontinuität aus der Antike ins Mittelalter gegolten. Hier gibt er nun eine rein archäologische Dokumentation zur Geschichte der schmalen Bergfläche in einer Lechschleife über eine Spanne von 1000 Jahren, das zeitweilige Pendeln der Ortschaft hinunter in die Talaue mit eingerechnet. Eine völlig geschlossene Folge ließ sich allerdings nicht aufzeigen. Der sorgfältig beobachtete Faden der Zeugnisse reißt ab im frühen 5.Jh. n. Chr., um erst in der Mitte des 6. wieder aufgenommen werden zu können.

Die geschützte Lage an einem wichtigen Flußübergang und zugleich der Straßenkreuzung Reschenpaß–Füssen–Augsburg–Donau und Augst–Bregenz–Salzburg bildet den Hintergrund. Die frührömische Epoche ist durch G.Ulbert in Band 3 geschildert, die mittelrömische im Tal durch mehrere Autoren in Band 1. Die Situation nach dem Fall des Limes, 260 n.Chr., zwang die Bevölkerung, wieder auf der Anhöhe Schutz zu suchen. Erst in den 90er Jahren umgab man die bescheidene Siedlung mit einer Mauer. Nach Mitte des 4.Jh. ereignete sich eine von Brand begleitete Zerstörung, der bald eine Neubesiedlung folgte mit Errichtung eines großen «Magazinbaues» im Jahrzehnt 360–370. Kurz darauf wurde südlich davon ein kleines Rechteckhaus mit 3 Kammern an der schmalen Ostseite gebaut – eine Kirche ohne Apsis? Die zahlreichen Münzfunde in den «Kammern», die als Altarraum und Sakristeien zu deuten wären, haben eine gute Entsprechung in der ebenfalls sehr kleinen Kirche im Kastell von Kaiseraugst. Die Bewohner der geschützten Höhensiedlung waren zunächst Zivilisten. Erst zwischen 383 und 388 wurde eine aus dem Westen kommende Truppe im Magazinbau einquartiert. Sie wird zu Beginn des 5.Jh. durch barbarische donauländische Föderaten abgelöst. Dann brechen die Funde ab. In der 1.Hälfte des 6.Jh. beginnt die Belegung der ganzen Bergfläche mit einem alamannischen Reihengräberfeld, in dem bis um 700 bestattet wird. In der 2.Hälfte des 8.Jh. scheint noch einmal eine fränkisch-alamannische Besatzung hier stationiert gewesen zu sein.

Wie nun diese Ortsgeschichte aus den meist sehr spärlichen Funden, aber gut gestützt durch die Münzen, herausgelesen wird, ist ein Meisterstück analysierender Archäologie. Großen Anteil an der Darlegung der Befunde hat G.Pohl, teilweise beruhend auf Vorarbeiten von N.Walke (†). Das Münzkapitel schrieb H.-J.Kellner (gegenüber einer Fassung von 1960 bereits modifiziert!), jenes über das Reihengräberfeld H.Dannheimer. Die Einleitung und den brillant zusammenfassenden historischen Überblick gibt J.Werner, sowie auch 3 «Expertisen», die man als köstliche, eingeschobene Novellen im ganzen Roman genießen kann – besonders diejenige über einen silbernen Schnallendorn, der letztlich *die* Grundlage für die «Truppe donauländischer Föderaten» abgibt.

Natürlich ist es Sache der Kritiker, nötige Zweifel an den Interpretationen anzubringen. Seit Erscheinen des Buches ist dies vor allem für die «Kirche» geschehen. Im Text selbst sind jedoch wiederholt alle Vorbehalte bereits angebracht worden. Man dürfte auch noch die Gegenfrage stellen: Was könnte der Bau sonst sein?

Für Dokumentation des Grabungsbefundes ist in bester Weise gesorgt in gutem Maßhalten zwischen nötiger Ausführlichkeit und straffer Fassung in Wort und Plänen. Dasselbe gilt für die Vorlage des Fundmaterials, das sich bestens zu dem der übrigen nahegelegenen spätrömischen Orte fügt, die in letzter Zeit publiziert wurden: Schaan, Bürgle bei Gundremmingen, Moosberg. Der Goldberg, Bettmauer und Eining werden noch folgen. Danach wird man daran gehen können, vergleichende Fundlisten für diese Plätze aufzustellen, deren Ergebnisse vielversprechend sind, weil die einzelnen Fundgruppen spätrömischer Zeit höchst verschiedenartige und eindeutig erkennbare Provenienzen haben. So ermöglichen es wenige Kerbschnittbronzen und eine Handvoll Eifelkeramik auf dem Lorenzberg für einige Jahre, die ihrerseits durch Münzen fixiert sind, von einer «westlichen» Truppe zu sprechen. Detaillierte, gesonderte Kartierungen der Funde für jeden abtrennbaren Zeitabschnitt erweisen sich als ausgezeichnete Unterstützung der Interpretationen.

Interessant ist auf dem Lorenzberg wiederum, wie an den anderen oben genannten Orten auch, das beachtliche Auftreten von «Mittelmeersigillata», die man nach dem kürzlich erschienenen Buch von J.W.Hayes («Late Roman Pottery») nun doch mit gutem Recht nordafrikanisch nennen kann. Hiernach ist es besonders auffällig, daß auf dem Lorenzberg nur zwei Formen auftreten, nämlich Form 61 B (nach Hayes) mit 12 und Form 67 mit 2 Exemplaren. Bei dem oben geforderten späteren Vergleich wird sich so etwas vielleicht erklären lassen. – Leider können die nahen schweizerischen spätrömischen Kastellorte hier vorläufig nicht mit einbezogen werden, weil Aufarbeitungen fehlen (Kaiseraugst), Grabungen verpaßt wurden (Stein a.Rh.) oder lang erwartete Publikationen ausstehen (Arbon). Mögen die vorbildlich ausgewerteten Untersuchungen des Lorenzberges ein Ansporn zu weiterer Aktivität in diesem historisch so ungemein interessanten Zeitabschnitt sein!

Elisabeth Ettlinger

DETLEF HOFFMANN: *Die Welt der Spielkarte. Eine Kulturgeschichte.* (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1972.) 96 S., 96 Bildtafeln, teilweise farbig.

Woher kommen die Spielkarten? So wenig diese Frage die Spieler interessiert, so sehr können sich manche Fachleute darüber ereifern. Die einen halten das Kartenspiel für eine europäische Erfindung, andere für einen Import aus dem Orient. Ex oriente lux – ex occidente luxus... Dient das Kartenspiel nun zur Erleuchtung des Geistes oder ist es ein bloßes Vergnügen? Die jungen Leute, welche heute wieder Orakel und Geheimsymbolik in den Karten wittern, sind offenbar für die erstere Ansicht. Der Staat dagegen belegt das Kartenspiel weiterhin mit einer Luxussteuer, was für uns den Vorteil hat, daß sich mittels der unschönen Stempelaufdrucke zuweilen die Karten datieren lassen.

Was sagt nun Hoffmann dazu? Im Gegensatz etwa zu einem Hellmut Rosenfeld, der in zahlreichen Artikeln seine Orienttheorie verficht und sogar die Märchen aus Tausendundeiner Nacht (erfolglos) für die Beweisführung bemüht, bleibt Hoffmann wohltuend nüchtern. «Als es in der Alchemistenküche des Mönches Schwarz knallte, war das Pulver erfunden – aber über die Spielkarte tappen wir weitgehend im dunkeln.» (S. 61.) Wir können Herrn Hoffmann trösten: Den Mönch Schwarz gab es nicht, und das Schießpulver wurde ebensowenig an einem Tag erfunden wie die Spielkarte.

Aber Hoffmann hat recht: wir tappen im dunkeln, und da er so objektiv ist, dies zuzugeben, tappen wir ihm gerne nach. Hoffmann nimmt mit Wilhelm Ludwig Schreiber («Die ältesten Spielkarten und die auf das Kartenspiel Bezug habenden Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts», Straßburg 1937) eine Florentiner Verordnung als ersten sichern Nachweis der Spielkarten in Europa an. Diese Urkunde ist datiert auf den 23. März 1376. Da aber Florenz damals nach dem Annunciationsstil (calculus Florentinus) rechnete, ist das Datum nach unserer Zeitrechnung der 23. März 1377. Schreiber hatte dies bereits vermerkt, doch blieb in seinem postum erschienenen Buch als Druckfehler «*1477*» stehen (worauf schon Rosenfeld hingewiesen, Hoffmann aber nicht reagiert hat).

Das Kartenspiel, so heißt es in dieser Verordnung, sei in Florenz damals neu eingeführt worden. Tatsächlich haben es weder Petrarca noch Boccaccio in ihren wenig früher erschienenen Aufzählungen der Vergnügungen und Spiele erwähnt. Noch im gleichen Jahr ist das Kartenspiel am Oberrhein zu belegen. Ein Dominikaner, der Johannes von Rheinfelden genannt wird (laut Rosenberg zu Unrecht, da er aus Freiburg i. Br. stammte), handelte davon. Leider ist sein Traktat nur in Abschriften aus dem 15. Jahrhundert – die älteste in der Universitätsbibliothek Basel – erhalten. Das damalige Spiel hatte bereits 52 Karten, nämlich 4 Könige, 8 «Marschalken» (Ober und Unter) und je 10 Zählkarten für jede Farbe. Wie diese Farbzeichen aussahen, geht aus den Ausführungen des Johannes von Rheinfelden allerdings nicht hervor.

Hoffmann befleißigt sich größter Vorsicht allen Hypothesen und Deutungen gegenüber, was auf einem Gebiet wie dem der Spielkarten, wo der Phantasie keine Schranken gesetzt sind, sehr angebracht ist. Seine Angaben sind reichlich mit Literaturbelegen und einem prächtigen Abbildungsmaterial mit vielen farbigen Illustrationen versehen. Außer den europäischen werden auch die orientalischen Spielkarten und sogar die Karten «mit sekundärer Zweckbindung», wie Lehr-, Reklame- und Wahrsagekarten, behandelt. Seine reiche Erfahrung als Autor einer Reihe von Katalogen des nun verkauften Deutschen Spielkarten-Museums in Bielefeld kommt ihm zugute. Erfreulicherweise enthält er sich der Polemik gegen andere Autoren, doch verläßt er zuweilen die Objektivität, um zu moralisieren. So etwa, wenn es sich um die Wahrsagekarten handelt, oder wenn er auf Grund von holländischen Spottkarten auf die sattsam bekannten Praktiken des Schwindlers John Law zu sprechen kommt. Der Versuch von 1872, das Kartenzeichen Herz durch Radieschen zu ersetzen, «weil Fleiß eine der vier deutschen Nationaleigenschaften sei», vermag ihm den starken Ausdruck «Unfug» zu entlocken, wo wir doch eigentlich nur mit Heiterkeit reagieren können.

Wie nicht anders zu erwarten, kennt sich Hoffmann in den Karten seiner deutschen Heimat vorzüglich aus, auch die österreichischen sind ihm von früheren Arbeiten her bestens bekannt. Nicht ganz so gut beschlagen scheint er auf romanischem Gebiet zu sein. Etwa wenn er «atout» einfach mit Bilderkarte übersetzt, statt mit «Trumpf». Oder wenn er «la Pucelle» mit Pallas Athene gleichsetzt, womit der Franzose nur die Jungfrau von Orléans meinen kann. Auch die italienische Bezeichnung «fante» entspricht nicht einem «Jüngling», sondern einem Fußsoldaten (In-fante-rist), was im Zusammenhang mit dem «cavallo», dem Reiter im Tarockspiel, nicht ganz unwichtig ist. Aber dies sind Nebensächlichkeiten, die dem Wert des Werkes keinen Abbruch tun.

Schmerzlicher ist für uns, daß die schweizerischen Karten eindeutig zu kurz kommen. Es scheint fast, als wollte Hoffmann sie ausklammern. Er weiß, daß die Deutschschweizer Karten im Gegensatz zu den deutschen am Banner (statt 10) festhalten, daß unsere Farben in zwei Zeichen: Schilten und Rosen (statt Herz und Blatt) von den deutschen abweichen, daß wir mindestens seit dem 16. Jahrhundert mit diesen besonders gearteten Karten spielen, aber er geht nicht darauf ein. Von unsern ältesten Spielen zeigt er nur einen Bogen aus dem British Museum. Vom oft zitierten sog. ältesten Schweizer Spiel, demjenigen mit den Farben Hüte, Federn, Schellen, Schilten im Historischen Museum Basel – das kürzlich im Schweizerischen Landesmuseum ausgestellt war – findet man bei Hoffmann ebensowenig eine Spur wie von den Kartenmacherdynastien Schaer in Mümliswil oder Müller in Diessenhofen/Schaffhausen. Auf Tafel 16b werden sogar Tarockkarten von J. Jerger, Besançon, als «Schweizer Karten für das Marseiller Tarock» bezeichnet. Sie weisen starke Ähnlichkeit mit den Produkten von Schaer, Mümliswil, auf, insbesondere sind «Pape/Papesse» durch «Junon/Jupiter» ersetzt, worüber Hoffmann kein Wort verliert. Diese Variante wird oft als «Tarot de Besançon» bezeichnet, kommt aber auch in Straßburg (bei Benois und Kechler) vor. Sylvia Mann («Collecting Playing Cards», London 1966) behauptet, diese Variante sei um 1800 in Besançon aufgekommen, bei Schaer, Mümliswil, gibt es sie jedoch schon früher. «I do not know if this is a nonconformist protest against the Papacy which was shared with the earlier Besançon tarot cards», schreibt sie (S. 112); da könnte man hinzufügen, daß Rochias im protestantischen Neuchâtel ebenso am normalen Pape/Papesse festhält wie der aus Lyon stammende J. Burdel im sehr katholischen Freiburg im Üechtland.

Durch diese Beispiele ist deutlich geworden, daß das vorliegende Buch uns die Aufgabe, die Schweizer Spielkarten wissenschaftlich zu erschließen, keineswegs abnimmt. Aber es gibt uns den lange entbehrten Überblick über die allgemeine Entwicklung und versorgt uns mit einem so reichen Bildmaterial, wie es sonst nur beim ganz raren (aber immer noch unentbehrlichen) Werk von René d'Allemagne zu finden ist. Und schließlich sind wir dem Autor dankbar für die ausführliche Bibliographie, deren Nutzen angesichts der vielen schwer auffindbaren Aufsätze in verstreuten Zeitschriften gar nicht hoch genug einzuschätzen ist. Endlich wieder einmal ein seriöses Buch über Spielkarten!

Peter F. Kopp